

Aus Gottes Lebenskraft Menschen zum Miteinander- und Füreinander-Leben befähigen!

1

Mein pastorales Theorie- und Praxisfeld ist die Hochschule und die Berufseinführung der Priesteramtskandidaten; von meiner Biographie her bin ich intensiv mit der (psycho-)“therapeutischen Seelenpflege“ verknüpft. Daher situiere ich Seelsorge im christlichen und kirchlichen Bereich des jesuanischen Doppelauftrags zum Verkündigen *und* Heilen (vgl. Lk 10,9 parr), der in seinem zweiten Pol, dem Heilen, zumeist übergangen wird, ohne das zu problematisieren. Er zielt ja nicht auf Kirche, sondern auf den An- und Einbruch des (Be-)Reiches Gottes.

Als besonderer (amtlicher) Auftrag ist Seelsorge die – zum Teil durchaus erlernbare, übungsbedürftige und entwicklungsfähige – Kunst umfassender, lebensförderlicher und -mehrender Beziehungsgestaltung unter den Glaubenden und über sie hinaus. Sie lebt aus dem Geist Jesu Christi und verwirklicht sich in all den glaubensästhetischen Formen und (pastoralen) Lebensfeldern, die vom Evangelium und seiner Entfaltung in der Geschichte her für dieses humane Angebot tragender Selbstobjekt-Erfahrungen und eines ihnen psychosozial-ekkesial entsprechenden Beziehungsnetzes *soteriopraktisch* offen stehen oder dafür zu öffnen sind.

2

Nach einer summarisch knappen Definition meines Lehrers Hans Schilling geschieht Seelsorge als „Interaktion Heilsbedürftiger mit Heilsbedürftigen im Geist Jesu“. Damit ist das fatale schismatische Gefälle zwischen Klerus und Laien, Subjekt und Objekt, Spender und Empfänger, Vorgesetzter und Untergebener wohl prinzipiell überwunden, aber in der Sache scheint mir die unterschiedliche *Polarität*, was Rollen und Kompetenzen in diesem Beziehungsgeschehen angeht, noch zu wenig deutlich markiert. Diese Differenzierung nicht wahrhaben zu wollen, käme einer Verleugnung gleich.

Um pastoral nicht vorschnell und unreflektiert allein im therapeutisch-beraterischen Paradigma zu landen, modelliere ich daher die seelsorgliche Beziehung nach einem *Interaktionsmuster*, das von der modernen

Psychoanalyse (Selbstpsychologie) wie auch von der psychosozialen Entwicklungspsychologie der frühesten Mutter-Kind-Systeme her konzipiert ist (Daniel Stern u.a.): die für jede Subjektwerdung, Identitäts- und Selbstbildung grundlegende *Beziehungsfigur* von „Subjekt mit Subjekt“, genauer: von „*Selbstobjekt und Selbst*“, wobei der Ausdruck „Selbstobjekt“ – nur knapp erläutert – Chiffre für jenes relationale Gegenüber, für jenen Beziehungspol ist, auf den wir in unserer Selbst- und Glaubens-Entwicklung zeitlebens angewiesen sind. Denn er trägt und hält, unterstützt und tröstet, fordert und ermutigt uns in einer Weise, wie wir es allein aus uns selber grundsätzlich nicht vermögen – das reicht von der leiblichen Mutter/Pflegeperson über alle menschlichen Partner und kulturellen Symbol-Zeichen bis zum spirituell-göttlichen „Beistand“ (Gnade); in seiner Glaubensgestalt heißt das (neutrale) „pneuma“ nicht ohne Grund der „Tröster“ (Paraklet: der Herbeigerufene!), und im Credo bekennen wir uns zum „Geist, der wirkt und lebendig macht“ (Et in Spiritum Sanctum Dominum et vivificantem), was sowohl psychogenetisch wie pneumatologisch betrachtet die weibliche Form nicht nur einschließt, sondern faktisch auf ihr fußt (die Mutterfigur ist ja *die* erste und fundamentale „Herbeigerufene“ und „Trösterin“, und sie wirkt göttlich als *die* „ruach“).

Diese grundlegende Beziehungsfigur muss also auf jeder Stufe im Lebens- und Glaubenszyklus ihre „stimmige“, passende Transformation finden, um ihre Funktion adäquat ausgestalten zu können. Dann nur eignet sie sich für die praktisch-theologische und pneumatologische Beanspruchung im Dienst christlicher und kirchlicher Seelsorge, denn

- a) sie ist zwar die *exemplarische* Interaktionsform am Beginn jedes interpersonalen Lebens, aber gerade deshalb ist und bleibt sie im Lauf der weiteren Entwicklung vielfältiger Differenzierungen und *Transformationen* fähig wie auch bedürftig: Die primäre Selbstobjekt-Selbst-Beziehung (Prototyp: Mutter-Kind) mitsamt ihren immanenten physisch-psychisch-mentalenen Grenzen muss sich – in lebenslangen Aushandlungs-, Abstimmungs- und Austauschprozessen des „fitting together“ – stetig wandeln. Andere Personen, Figuren, kulturelle Gebilde und Symbol-Zeichen übernehmen jeweils die (über)lebensnotwendige Selbstobjekt-Rolle bzw. -Funktion gegenüber einem sich wandelnden Selbst (Subjekt).
- b) In diesen Prozessen ermöglicht und vollzieht die Selbstobjekt-Beziehung zugleich einen *Gestaltwandel*: Aus der einseitigen, nahezu absoluten Angewiesenheit am Anfang wird über die Konsolidierung der Selbststrukturen allmählich eine *Wechselseitigkeit* möglich, in der die eigenen Rechte und Bedürfnisse auch der Selbstobjekt-Figur (zuerst der Mutter, später der Partner – auch der Seelsorgerin! – sowie anderer symbolischer Figurationen) anerkannt werden. So kann und muss prinzipiell ein *Rollentausch* stattfinden – auch der Seelsorger ist in diesem „Gestaltkreis der Liebe“¹ Empfangender, nicht nur Gebender!

¹ Vgl. dazu (und zum psychologisch-symboltheoretischen Hintergrund insgesamt) Wahl, Heribert, Symbolische Erfahrung: umgestaltete Beziehungserfahrung. Skizze einer psychoanalytisch fundierten Symboltheorie, in: Wege zum Menschen 51 (1999) 447-462.

- c) In summa stellt die Selbstobjekt-Beziehungsgestalt – zusammen mit ihrem Transformationspotenzial – *anthropologisch* wie *theologisch* eine relationale Grundstruktur von uns Menschen dar, die wir im Lauf der so genannten „Reifung“ nicht abstoßen und hinter uns lassen könnten oder gar müssten. Vielmehr bleiben wir als (heils)bedürftige Wesen *lebenslang* auf diese „Vor-Gabe“ angewiesen, wenn das Hauptziel - „Verbindung“ (connectedness) auf möglichst vielen Ebenen! - gelingen soll. Diese Selbstobjekt-Ausgestaltungen und Konfigurationen müssen freilich der jeweiligen Phase im Lebenszyklus angemessen sein und zu ihm „passen“, „stimmig“ sein.

3

Im Rahmen von Vorlesungen und Seminaren und in der Mitarbeit an der Berufseinführung versuche ich, ohne viel Theorie-Ballast die skizzierte Modellfigur seelsorglicher Beziehung im jeweiligen Praxiskontext der Pastoralpraktikanten (z.B. pastorales Projekt im ersten Berufsjahr, mit der angezielten Schlüsselqualifikation „Leiten von Gruppen“) deutlich werden zu lassen. Es gilt praktisch zu „erproben“, inwieweit ein solches Paradigma einerseits *anthropo-theologisch (kriteriologisch)* zu „erden“ ist und wie es andererseits *praxeologisch* eingesetzt werden kann im unmittelbaren „Selbst“-Einsatz der SeelsorgerInnen, jetzt, vor Ort, *kairologisch*.

Entgegen dem ersten Eindruck handelt es sich keineswegs um ein rein *individuozentrisches* oder gar individualistisches Konzept; gerade im Bereich von Gemeinde-, Gruppen- und Kategorial-Seelsorge wird es im Blick auf die Zukunft entscheidend darauf ankommen, vermehrt die auch systemisch begriffene Wahrnehmung, Förderung und Nutzung der Selbstobjekt-Funktion(en) von *sozialen Gebilden* (wie Gremien, Gruppen, Gemeinschaften, Organisationen) und *kulturellen Objektivationen* (wie z.B. biblische Texte und ihre katechetische und homiletische Aktualisierung, Gottesdienstfeier, diakonisches Handeln und andere religiöse Formen) vor Augen zu haben.

4

Vor dem dargestellten Theoriehintergrund, der freilich innerhalb der gegenwärtigen Pastoral- und Praktischen Theologie bislang kaum rezipiert ist, ergibt sich eine Fülle wissenschaftlicher Projekte; *exemplarisch* seien genannt:

- eine Evaluation der Praktika und Projekte in der pastoralen Ausbildung sowie der verschiedenen Module in der Berufseinführung;
- die stärkere Ausrichtung des praktisch-theologischen Studienanteils auf entsprechende Selbstobjekt-Befähigungsprozesse sowie die selbstkritische Reflexion der akademischen Theologie, inwieweit sie selbst ihre spezifische, tragende Selbstobjekt-Rolle für die Auszubildenden (und für die KollegInnen!) einzunehmen willens und fähig ist, statt sie

mit institutionellen Pseudoargumenten und Rationalisierungen weg-zuschieben:

- die Beachtung der Balance von Struktur und Subjekt, von Organisations- und Personalentwicklung in der Aus- und Fortbildung künftiger SeelsorgerInnen insgesamt sowie in der Personalplanung, -förderung und „Personalführung“, wie sie vom Selbstobjekt-Paradigma her sich unabdingbar nahe legt;
- die Ausarbeitung einer zeitgemäßen pastoralen Kunstlehre und „Pastoralästhetik“ (W. Fürst), in der die heute erforderlichen und möglichen Formen und Transformationen christlich-kirchlicher Selbstobjekt-Praxis im Geist Jesu entdeckt und erprobt werden.